

Von den Burgen des Mittelalters zum Kommunikationsdesign. 150 Jahre germanistische Lehre in Innsbruck von Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

„Die deutschen Burgen des Mittelalters und das Leben auf ihnen“ war Gegenstand einer der drei Lehrveranstaltungen von Ignaz Vinzenz Zingerle im ersten Semester, in dem man in Innsbruck Germanistik studieren konnte, dem Wintersemester 1859/60. Knapp 150 Jahre danach, im Sommersemester 2008, hat Thomas Schröder die Lehrveranstaltung „Kommunikationsdesign“ angeboten.¹ Diesen Titel hätten nicht nur Zingerles Hörer, sondern gewiss auch er selbst nicht verstanden; bei Moriz Enzinger und Karl Kurt Klein wäre das Wort kaum auf geringeres Staunen gestoßen (und von Klein zudem als Fremdwort missbilligt worden); ob ich selbst es wirklich verstehe, lasse ich dahin gestellt. Andererseits könnte es durchaus sein, dass heute Studierende sich unter Konrad Zwierzinas Vorlesungstitel „Germanische Mythologie“ (SS 1907) nichts Genaues vorstellen können. (Übrigens scheint dieses in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt wegen der endemischen Wagner-Verehrung, eher beliebte Thema schon mit dieser Vorlesung aus dem Innsbrucker Lehrprogramm verschwunden zu sein.)

Wenn wir schon kontrastieren: In jenem fernen ersten Semester, in dem hier Germanistik gelehrt worden ist, gab es genau drei Lehrveranstaltungen; im laufenden Semester (SS 2009) bieten wir 74 Vorlesungen, Seminare, Übungen usw. an – und vielleicht war das Angebot vor einigen Semestern sogar noch ein bisschen größer.

Diese Vielfalt hat sich aus dem Ein-Mann-Betrieb Zingerles heraus entwickelt; wie sich das abgespielt hat, werde ich Ihnen in einigen Grundzügen darzulegen versuchen, wobei mich vor allem die Einschnitte interessieren, nach denen sich in der Lehre Grundlegendes geändert hat. Es wird nicht möglich sein jeden einzelnen Lehrenden in der gebotenen Breite vorzustellen, auch sonst wird es einige Lücken geben, aus verständlichen Gründen umso mehr, je näher wir der Gegenwart kommen. Für die Forschung, die nicht Gegenstand dieses Vortrags ist, kann ich auf die Bibliografie in unserer Jubiläumsbroschüre verweisen, die einen Querschnitt der Publikationen der Institutsangehörigen aus der Zeit ihrer Tätigkeit in Innsbruck bietet, mit Berücksichtigung aller Schwerpunkte.

Ausgehen möchte ich von den rechtlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen, unter denen in Innsbruck wie an den anderen österreichischen Universitäten deutsche Sprache und Literatur gelehrt worden sind. An ihnen lassen sich fast interessantere Beobachtungen machen als an den langen Listen von Lehrveranstaltungen (von denen ja in der Regel nur der, oft überdies sehr unbestimmte, Titel bekannt ist, während Materialien dazu, Vorbereitungen wie Mitschriften oder gar Tonaufnahmen, nur in Einzelfällen erhalten sind und auch kaum Erinnerungen an frühere Lehrer vorliegen). In Wandel und Kontinuität hatten die rechtlichen Vorschriften auf den Inhalt der

akademischen Lehre großen Einfluss; zugleich lassen sie die ideologisch geprägten Vorstellungen vielleicht mehr der Behörden als der Germanisten selbst erkennen.

Den Anstoß für die Errichtung einer Lehrkanzel für Deutsche Sprache und Literatur an der k. k. Universität Innsbruck (und nicht nur an ihr) gab die Notwendigkeit einer soliden Ausbildung der Deutschlehrer; nichts beweist diese Notwendigkeit besser als die Tatsache, dass die beiden Kandidaten für die erste Innsbrucker germanistische Professur Deutschlehrer an einem Gymnasium gewesen sind – der eine von ihnen, Zingerle, als Absolvent einer theologischen Ausbildung, der andere, Adolf Pichler, gar als Doktor der Medizin.

Lange, viel zu lange – in Innsbruck bis 1983 – wurde die Lehramtsausbildung durch eine von den Ideen der beginnenden Germanistik geprägte Lehramtsprüfungsordnung geregelt, die trotz einigen Novellierungen (die letzte 1937) ihre im 19. Jahrhundert liegenden Wurzeln nie abgeschüttelt hatte, deshalb das Mittelalter und die germanische Zeit betonte. Noch Klein fühlte sich 1962 verpflichtet im Rahmen einer für Lehramtskandidatinnen vorgeschriebenen Vorlesung zur „Germanischen Altertumskunde“ ausführlich den Helm von Negau zu behandeln. Dass Johannes Erben diese Vorlesung zu totem Recht gemacht und einfach nicht mehr angeboten hat, dürfte weder die Studierenden betrübt noch deren künftigen Unterricht negativ beeinflusst haben; gleichwohl war ihr Fehlen bis in die 80er Jahre eigentlich gesetzwidrig – wie neue Anforderungen, die sich in der Praxis bewährten, ohne dass sie in der entsprechenden Verordnung gestanden hätten, in der beispielsweise das Absolvieren von Seminaren nicht vorgesehen war. Wann sich diese Praxis – dass je zwei Proseminare und je zwei Seminare in der so genannten älteren und in der neueren Abteilung besucht werden mussten – herausgebildet hat, lässt sich nicht mehr feststellen. (Dass Joseph Eduard Wackernell und Josef Schatz 1920/21 ihre Seminare – „Neuhochdeutsche Übungen“ und „Mittelhochdeutsche Übungen“ – mit dem Vermerk „Unentgeltlich“ angekündigt haben, dafür also kein Kolleggeld zu entrichten war, lässt vermuten, dass diese Lehrveranstaltungen damals auch de facto noch nicht obligatorisch gewesen sind.)

Zum Abschluss des Studiums musste man – aus zwei Fächern! – eine halbwegs umfangreiche Hausarbeit vor- und dann die sehr aufwändige Lehramtsprüfung ablegen, deren schriftlicher Teil einen 4-stündigen Aufsatz über ein Thema aus der neueren deutschen Literatur – ich habe über „Das junge Deutschland“ geschrieben, die Themen konnten aber viel spezieller sein –, eine Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen (2 Stunden) und einen 2-stündigen Aufsatz zu einem sprachwissenschaftlichen oder mediävistischen Thema umfasste. Bei der mündlichen Prüfung (je eine halbe Stunde neuere Literatur und ältere deutsche Sprache und Literatur) konnte man wählen zwischen Gotisch und Althochdeutsch – was jene vor 40 Jahren noch nicht seltenen Kollegen begünstigte, die des Griechischen mächtig waren, denn sie übersetzten dann de facto nicht aus Wulfila, sondern aus der griechischen Vorlage. Mir war dieser Weg verschlossen, ich musste mich – übrigens nicht ungern – auf das Althochdeutsche vorbereiten. (Einige Monate vorher oder später hatte man eine analoge Prüfung in der

zweiten Studienrichtung abzulegen; dazu kam noch eine Prüfung aus Pädagogik und Jugendpsychologie.)

Die Möglichkeit, mit einer Dissertation und fachspezifischen Rigorosen den Doktorgrad der Philosophie zu erwerben, wurde für Österreich durch ein Gesetz nach mehr oder minder preußischem Muster erst etwa zwei Jahrzehnte nach der Berufung Zingerles geschaffen; die erste germanistische Dissertation in Innsbruck war die Wackernells. Für das Studium vor der Übernahme eines Dissertationsthemas gab es bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts so gut wie keine Vorschriften; als Usus bildete sich heraus, ungefähr die gleichen Lehrveranstaltungen zu besuchen wie die Lehramtsstudenten. Insgesamt überwogen diese, nur von den 1950er bis in die späten 1970er Jahre schrieben sehr viele Südtiroler und Südtirolerinnen Dissertationen, weil Italien das Lehramtsstudium lange nicht als einer italienischen laurea gleichwertig anerkannte, somit das Doktorat die Voraussetzung dafür war, an höheren Schulen in Südtirol zu unterrichten.

Die Lehramtsprüfungsordnung, in der zuletzt gültigen Fassung von 1937, schrieb unter anderem den Besuch von Lehrveranstaltungen aus Sprechkunde vor, damit die künftige Deutschlehrerin Gedichte schön vorzutragen vermöge, ferner (sehr wenig) Fachdidaktik, Phonetik – eine gefürchtete Prüfung –, Althochdeutsch oder Gotisch und Mittelhochdeutsch. Literaturwissenschaftliche Lehrveranstaltungen waren vom Gesetz her nur in geringer Zahl erforderlich; für die Abschlussprüfung war die „besondere Berücksichtigung der klassischen Periode und der österreichischen Dichtung“ vorgesehen. Geprüft werden sollte ferner der „Bau der neuhochdeutschen Literatursprache und ihr Verhältnis zu der örtlichen Umgangssprache“ – eine in Hinblick auf die Aufwertung des österreichischen Deutsch in den letzten Jahrzehnten modern wirkende Forderung –, doch wurden Fragen über dieses Thema tatsächlich erst nach 1965, dem Jahr der Berufung von Erben, gestellt.

Noch eine kleine Anmerkung zur Praxis dieser Lehramtsausbildung: Die Lehrveranstaltungen aus der relativ bedeutungslosen (und zumindest in den 50er und 60er Jahren ungeliebten) Sprechkunde waren, vermutlich, die ersten und lange die einzigen, die man einer Frau anvertraute (Maria Riha). Zur Erkenntnis, dass Sprechkunde mehr sein kann als die Vorbereitung auf mittelmäßiges Rezitieren, gelangte das Institut erst um 1980 – durch eine Initiative der Hals-Nasen-Ohren-Klinik.

Die Prüfungsnormen änderten sich, viel zu spät, erst mit dem Allgemeinen Hochschulstudiengesetz von 1966 und dessen Nachfolgegesetzen – das uns betreffende hieß im Universitätsjargon ‚Geistergesetz‘ (Bundesgesetz über geistes- und naturwissenschaftliche Studienrichtungen) – sowie den daraus abgeleiteten Studienordnungen und Studienplänen. Diese führten 1983 ein Diplomstudium ein, also einen der Lehramtsprüfung gleichwertigen Studienabschluss unter bzw. vor dem Doktorat und als Voraussetzung für dieses, und orientierten sich stärker an den vermeintlichen oder wirklichen Bedürfnissen der Studierenden. Unter Einem wurden die Regelungen für das Lehramt modernisiert, wobei der Unterschied zwischen den beiden Abschlüssen gering war. Mit den neuen Studienplänen wurde die Linguistik

im Studium verankert – was in Innsbruck de facto, aber extra legem schon in den späten 60er Jahren geschehen war –, in Ansätzen Sprachpraxis und Textproduktion eingeführt – übrigens eine Anregung des Ministeriums –, der Anteil der fachdidaktischen Lehrveranstaltungen erhöht, das Mittelalter und die Sprachgeschichte zurückgedrängt und die Abschlussprüfung weitgehend durch ein nicht unproblematisches Credit-System, durch das Kumulieren von Einzelzeugnissen ersetzt.

Es war jetzt auch möglich im Diplomstudium praxisorientierte Lehrveranstaltungen einzuführen, etwa über den Literaturbetrieb, über die Praxis des Lektorierens im Verlag, über Literaturkritik usw. Innsbruck dürfte da eine Pionierrolle gehabt haben, obwohl wir uns die betreffenden Lehrenden oft aus Wien oder von anderswo holen mussten. In den letzten Jahrzehnten konnten Veranstaltungen dieser Art auch in Zusammenarbeit mit Projekten des Forschungsinstituts Brenner-Archiv durchgeführt werden, einer ehemaligen Abteilung des Instituts für Germanistik, die sich 1979 als Forschungsinstitut verselbstständigt hat. Die Vorschläge zur Ergänzung des Lehrangebots durch solche Veranstaltungen kamen übrigens von Assistenten, aber Alfred Doppler, Achim Masser und Hans Moser haben sie zustimmend aufgegriffen – wie die Einführung ebenfalls praxisnaher Lehrveranstaltungen zum Unterricht von ‚Deutsch als Fremdsprache‘, die in Innsbruck schon recht früh – d.h. in der Mitte der 1980er Jahre – angeboten worden sind. Gerade in diesem Fall ist es nicht bei der Praxisorientiertheit geblieben: Die Einführung der kontrastiven Linguistik in das Lehrangebot (vor allem durch Oskar Putzer) bietet den am Deutschunterricht für Nicht-Muttersprachler Interessierten auch eine theoretische Grundlage.

Weitere wichtige Veränderungen in diesen Studienplänen waren eine gewisse Abwertung des Lehrveranstaltungs-Typs ‚Vorlesung‘ und eine Aufwertung der Übungen und Seminare, in der Sprache des Gesetzes: der ‚Lehrveranstaltungen mit immanentem Prüfungscharakter‘, und vor allem die de-facto-Demokratisierung der Lehre, in der nun alle Habilitierten gleichberechtigt agieren konnten; man konnte nach 1985 in Innsbruck Germanistik studieren, ohne auch nur eine einzige Lehrveranstaltung eines Professors² zu besuchen. Der Vielfalt der Lehre hat diese Enthierarchisierung gut getan.

Eine zusätzliche Neuerung war die Möglichkeit, die zweite Studienrichtung durch das so genannte ‚Fächerbündel‘ (später: ‚freie Wahlfächer‘) zu ersetzen, durch (zumeist in Hinblick auf Berufspläne) frei gewählte Lehrveranstaltungen aus mehreren Studienrichtungen. Dadurch ermöglichte Kombinationen waren für manche Absolventinnen und Absolventen in der späteren Laufbahn von großem Nutzen.

Diese im Ganzen trotz einer, noch leichten, Tendenz zur ‚Verschulung‘ und gewissen, immerhin erträglichen, Einschränkungen der akademischen Freiheit positiv zu beurteilende Reform war unter anderem eine Reaktion auf die große Zahl der Studienabbrecher, die an der Schlussprüfung oder an der zu früh übernommenen Dissertation scheiterten; bis zu einem gewissen Grad hatte das Studium vor diesen Eingriffen auf dem didaktischen Prinzip des survival of the fittest beruht. Die weiteren Reformen, die eine totale Trennung von Diplom- und Lehramtsstudium brachten, für Lehramtsstudierende die fachbezogenen zugunsten pädagogisch-didaktischer

Lehrveranstaltungen zurückdrängten und im Diplomstudium die bewährte Vorschrift, zwei Studienrichtungen zu kombinieren, abschafften, beurteile ich kritischer.

Das alles ist ohnehin Schnee von gestern: Ab Herbst 2009 gibt es keine Studienpläne mehr, sondern curricula und das Bachelor-Studium; der Bologna-Brei, den viele – mehr juristische als germanistische – Köche zubereitet haben, wird hoffentlich nicht so heiß gegessen werden müssen, wie er derzeit ist. Ein gewaltiger Einschnitt sind diese curricula auf jeden Fall.

Denn sie bedeuten eine viel größere Einschränkung der zu Recht gepriesenen bisherigen akademischen Freiheit, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Das alte Lehramts- wie das Doktoratsstudium und zu einem guten Teil noch das Diplomstudium waren für die Studierenden (wie für die Lehrenden) eine Zeit großer Freiheit. Die (an sich nicht unproblematischen) großen Abschlussprüfungen überließen es weitgehend der Studentin, woher sie sich ihr Wissen beschaffte. Damit brauchte auch der Lehrende sich nicht viel Gedanken über die Themen seiner Lehrveranstaltungen machen, konnte über sehr spezielle Fragen sprechen. Das wird durch die neuen curricula fast unmöglich, wenn denn den Studierenden das Kernwissen des Fachs vermittelt werden soll.

Spezielle Fragen der Germanistik wurden immer schon von den Professoren behandelt; im Grunde genommen gehören auch Zingerles „Deutsche Burgen des Mittelalters“ in diese Kategorie. Seit den 50er Jahren gab es neben der Lehre der beiden Ordinarien zunehmend – zunächst eher schlecht bezahlte – Lehraufträge zu alles eher denn prüfungsrelevanten, aber doch wichtigen und interessanten Fragestellungen; diese besonders stark forschungsgeleiteten Lehrveranstaltungen fanden auch ihr (kleines) Publikum.

Der Schatz-Schüler Karl Finsterwalder konnte so, schon seit den 1940er Jahren, Interessierten seine breiten Kenntnisse im Bereich der Namenkunde vermitteln. Der Stil seiner Lehre war chaotisch, seine Begeisterung für sein Thema gleichwohl faszinierend. Was er geboten hat, konnte man in dieser Form wohl an keiner anderen Universität hören: Namen-, zumal Ortsnamenkunde aufgrund gründlichster eigener Recherche vor Ort (auch im Sinne geografischer Genauigkeit). Heute würden solche Lehrveranstaltungen trotz ihrer Qualität vermutlich negativ ‚evaluiert‘ werden, einfach weil sie in kein ‚Modul‘ passen; zudem muss bei der Lehre viel mehr gespart werden als noch vor 20 Jahren. Das gilt ähnlich für die sehr spannenden Vorlesungen zum Altnordischen, die nach 1960 Alois Wolf angeboten hat – am späten Freitagnachmittag, an dem heute kein Mensch mehr eine Lehrveranstaltung anzusetzen wagen würde.

Dass die Möglichkeit, solche Spezialthemen anzubieten, nur noch eingeschränkt gegeben ist, ist zwar auch ein Problem der Zahl der Mitarbeiter, aber vor allem Folge der Zwänge der Studienpläne: Die obligatorischen Lehrveranstaltungen für lange wachsende und immer noch hohe Zahlen von Studierenden beanspruchen die Lehrenden in so hohem Maß, dass ihnen kaum Zeit bleibt kontinuierlich Themen zu behandeln, die nicht zu den – vermeintlichen – Kernbereichen der Germanistik gehören. Umgekehrt müssen die Studierenden Lehrveranstaltungen zu bestimmten Themen absolvieren, so

dass ihnen wenig Zeit bleibt, um über mehrere Semester einen inhaltlichen Schwerpunkt zu setzen. Diese straffere Organisation des Studiums, polemisch, aber nicht falsch als ‚Verschulung‘ bezeichnet, ist der Preis dafür, dass die Abbrecherquoten deutlich gesunken sind.

Noch eine kleine Bemerkung zum Altnordischen am Freitagnachmittag: Ein solcher Termin war nur möglich, weil die Studierenden in den 1960er Jahren unter anderen sozialen Voraussetzungen studierten. Einerseits war das Studium damals ein soziales Privileg; viele brauchten sich aufgrund des Einkommens oder der Opferbereitschaft der Eltern nicht um eigene Einkünfte kümmern, sondern bekamen von zuhause, was nötig war; manche fanden mit den Beträgen der 1963 eingeführten Studienbeihilfe ihr Auskommen. Heute sind viel mehr Studierende darauf angewiesen selbst Geld für das Studium zu verdienen. Außerdem hatte die Freizeitkultur, die Zeit wie Geld kostet, meine Generation noch nicht in den Klauen; daher war der Freitag für viele Lehrveranstaltungstauglich. Die weitere Entwicklung des Studienangebots wird noch viel mehr Rücksicht auf die neben dem Beruf Studierenden nehmen müssen, der Vollzeitstudent gehört der Vergangenheit an.

Etwas, was in keinem Gesetz und keiner Verordnung steht noch stehen könnte, ist die Veränderung des Stils der Lehre. Sie beginnt mit der Generation der um 1940 Geborenen, denen seit etwa Mitte der 1960er Jahre wegen der gestiegenen Hörerzahlen vor allem die einführenden Lehrveranstaltungen anvertraut worden sind, zuerst von Erben, dann auch von Eugen Thurnher, Masser und Doppler. Der geringere Altersunterschied zwischen Studierenden und Lehrbeauftragten hat die Lehre weniger formell gemacht; der Lehrende ist in seiner eigenen Wahrnehmung wie in jener der Studierenden nicht mehr in erster Linie Respektsperson, die die gültigen Ansichten verkündet, sondern jemand, mit dem man ein Gespräch führt. Vorlesungen werden heute gehalten, nicht mehr zelebriert. Diese veränderte Einstellung ist dieser Generation der Lehrenden geblieben, als sie selbst älter geworden ist.

Am meisten mag zu diesem Wandel beigetragen haben, dass der ‚Mittelbau‘ des Instituts nach 1965 sehr schnell angewachsen ist. Dass an die zehn ungefähr Gleichaltrige, die sich obendrein persönlich sehr gut verstanden haben, zugleich in Forschung und Lehre eingetreten sind, hat die Bereitschaft zu Innovationen sehr gefördert.

Von den Regeln zu den Inhalten. Die damalige Philosophische Fakultät, die 1851 vom Ministerium aufgefordert wurde, einen Kandidaten für die neue Professur zu benennen – an eine Kandidatin wäre selbstverständlich nicht zu denken gewesen, es hätte gar keine geben können –, suchte, anders als die Grazer Fakultät, nicht einen an einer Universität in Deutschland ausgebildeten Germanisten, sondern wollte einen Kollegen aus dem Kreis der lokalen Literaten und Intellektuellen, einen der Platzhirsche des örtlichen Kulturlebens. Weder Pichler noch Zingerle – die beiden Kandidaten – hatte trotz einigen einschlägigen Publikationen ein spezifisch germanistisches Profil; ihre Verdienste lagen in den 1850er Jahren im Bereich ihrer Leistungen im Literaturbetrieb und ihrer literarischen Werke, im Fall Zingerles zudem in Sagen- und Märchensammlungen, die

den Beifall Jacob und Wilhelm Grimms gefunden hatten; Wilhelm Grimm bat Zingerle (1854, also lange vor dessen Berufung) auch um Hilfe bei einem Forschungsvorhaben. Warum – nach acht Jahren! – schließlich vom Minister der eher konservative Zingerle ernannt und nicht der von der Fakultät einstimmig gewünschte liberale Pichler berufen worden ist, ist eine Detailfrage; dazu nur: Manches deutet darauf hin, das Zingerle nicht allein aus politischen Gründen bevorzugt worden ist, dass solche dagegen hinter dem Votum der Fakultät für Pichler standen.

Ich vergleiche noch einmal mit Graz: Die Berufung Karl Weinholds, der in Breslau und Berlin studiert hatte und Extraordinarius in Breslau und Ordinarius in Krakau gewesen war, war eine Entscheidung für eine enge Verbindung mit der sich als neue Wissenschaft entwickelnden, an vielen Universitäten der deutschen Staaten seit einigen Jahrzehnten etablierten Germanistik. Dass Zingerle, anders als Pichler, einige damals prominente Germanisten, etwa Karl Simrock in Bonn, an ihren Arbeitsstellen besucht und sich mit ihnen beraten hatte, ändert nichts daran, dass er im Wesentlichen Autodidakt war und dass seine Wahl eine Tiroler und nicht eine germanistische Entscheidung gewesen ist.

Über Zingerles Lehre und seine Prüfungsweise berichtet an entlegener Stelle (Beilage zum *Tiroler Grenzboten* vom 20. November 1892) einer seiner Schüler, der aus Tirol stammende Gymnasiallehrer und Literaturwissenschaftler Simon Marian Prem (1853–1920), Anekdotisches:

[...] Seine Kehle war rau. Das Organ schnarrend, zahlreiche „Nun“ schmückten seine Rede und häufig strich er seinen mächtigen Bart nach der Quere und nach der Länge. Zingerle besaß alle Vorzüge und Mängel des Autodidakten. Gelehrte Kritik war seine starke Seite nicht, dagegen weckten seine Vorträge die lebhafteste Empfindung des Wahren, Positiven und durch ehrliche Selbstarbeit Erworbenen. Sein Held war das „Alte“, nämlich Gotisch, Alt- u. Mittelhochdeutsch; hier war er zuhause und pflegte auch von dem Lehramtskandidaten viel zu verlangen. Er war imstande, einem hintereinander ein gotisches Evangelium, Tatian oder Otfried, Nibelungenlied oder Parzival, Ortnit oder Walther vorzulegen. Da konnte der „alte Naz“ gefährlich genug werden! In der Clausurprüfung stellte er z. B. mir neben einer Würdigung des Nibelungenliedes die Interpretation der ganzen 15. Aventure als Aufgabe für 4 – 5 Stunden. Um so angenehmer war die mündliche Prüfung aus der Litteraturgeschichte. Über Hans Sachs hinaus forderte er kaum mehr als im kleinen Handbuch von Kluge steht. Goethes Leben und Werke las er als ein einstündiges Semestercolleg, daneben erklärte er Goethes „Faust“ recht anregend, namentlich wenn er auf deutsche Volksbräuche zu sprechen kam. Aus der neuesten Litteratur konnte er vielleicht noch über Uhland fragen, [...] Seine Vorlesung über neuere deutsche Litteraturgeschichte war nur eine gedrängte Skizze; er behandelte die deutschen Dichter von Drollinger, Haller und Hagedorn bis zu Goethe in einem Semester zweistündig. [...]

Dass Zingerle ein Schloss in Südtirol kaufte und dort Freunde in altdeutscher Tracht empfangen haben soll, passt gut zu diesem Bild eines späromantischen Gelehrten, der in der Lehre tatsächlich das Gotische und die mittelalterliche Literatur in den Mittelpunkt rückte. Während er neben häufig wiederholten Lehrveranstaltungen wie „Erklärung des Nibelungenlieds“ (WS 1874/75, 3stündig; im WS 1886/87 sogar 4stündig) und „Interpretation des Tristan“ (WS 1881/82, 3stündig) vereinzelt Ulrich Boner (SS 1862, 3stündig), ältere deutsche Novellendichtung (SS 1884, 2stündig), Oswald (SS 1869) und Konrad von Würzburg behandelte – diesen verbunden mit „Übungen in der mhd. Formenlehre“ – (SS 1888, 1stündig), beschränkte sich seine Lehre der neueren deutschen Literatur, für die er bis zur Ernennung Wackernells (1888) ebenfalls zuständig gewesen wäre, im Wesentlichen auf Goethe und Schiller und eine gelegentlich angebotene 2stündige Vorlesung „Literaturgeschichte seit Schillers Tode“ (SS 1886). Höchstens ein Viertel der von ihm angebotenen Lehrveranstaltungen und damit durch fast drei Jahrzehnte des gesamten germanistischen Lehrangebots in Innsbruck galten der nachmittelalterlichen Literatur. Bei den (noch wenigen) von Zingerle betreuten Dissertationen überwiegen selbstverständlich mittelalterliche Themen – was aber die Verhältnisse in Innsbruck nicht grundsätzlich von denen an anderen Universitäten unterschied.

Bei den Schülern des Gelehrten fanden sein Stil und seine Schwerpunktsetzung nicht unbedingt Beifall, wie Prems im Grunde wohlwollende Erinnerungen zeigen. Aufschlussreich ist ein Brief Alois Brandls, der in Innsbruck mit dem Studium der Germanistik begonnen hatte und es in Wien fortsetzte, bevor er sich dort der Anglistik zuwandte. Er schreibt am 3. Dezember 1876 an Pichler, der Zingerle nicht mochte und sich über die Sottise seines jüngeren Freundes gefreut haben mag: „... das Herz fehlt dieser Klasse von Wissenschaftlern, und dadurch unterscheiden sie sich von ihrem Abgott Scherer, der uns, nebenbei bemerkt, in Innsbruck nicht einmal dem Namen nach bekannt war.“ Wenn das stimmt, und es gibt keinen Grund, an der Aussage zu zweifeln, heißt das schlicht und einfach, dass Zingerle wichtige neue Entwicklungen der Germanistik – die sich mit dem Namen Wilhelm Scherer verbinden – nicht zur Kenntnis genommen, zumindest seinen Studenten vorenthalten hat. Ähnliches hat sich später wiederholt – im Sinne einer provinziellen Verspätung einerseits, in einer Tradition der Theorie-Skepsis andererseits. (Bis heute ist die Zahl der Innsbrucker Veröffentlichungen zu Theorie- und Methodenfragen klein geblieben.)

Zingerles Hang zu regionalen Themen und zu regionalem Engagement, zu dem auch seine Forschungen über den vermeintlichen Tiroler Walther gehören, will ich wenigstens erwähnen. Er hat gelegentlich auch „Über ältere tirolische Literatur“ gelehrt (SS 1886; 1stündig), während spätere Germanisten zwar – eingehend – Tiroler Literatur in ihrer Forschung behandelt, aber kaum Lehrveranstaltungen mit diesem Schwerpunkt angeboten haben. Ausnahmen sind erst in jüngerer Zeit Max Siller (für das Mittelalter) und Johann Holzner (für die neuere Zeit).

Man würde erwarten, dass die, von Zingerle vermutlich mehr aus persönlichen denn aus fachlichen Gründen einige Zeit verhinderte, Habilitation seines ebenfalls aus Südtirol stammenden Schülers Wackernell und dessen Ernennung zum zweiten Professor (1888) die Lage geändert und das Spektrum der Lehre erweitert hätte. Die Erweiterung blieb jedoch begrenzt: Der Schwerpunkt Wackernells in der Lehre lag auf Schiller (mit dem sich seine unveröffentlichte erste Habilitationsschrift beschäftigt hatte) und Goethe, ja diese waren fast ausschließlich Gegenstand seiner Veranstaltungen, wobei er sich auf die Lyrik konzentrierte. Daneben behandelte er, der bis 1920 tätig gewesen ist, Lessing, Herder, Grillparzer und Uhland sowie die deutsche Literatur zwischen 1450 und 1624. Man muss annehmen, dass auch die häufig angekündigten „Neuhochdeutschen Übungen“ sich im Rahmen dieses Kanons bewegten. Am nächsten an die Gegenwart kommt ein Seminar „Drama des 19. Jahrhunderts“ (SS 1919) heran, wobei aber zu befürchten ist, dass es auch da in erster Linie um Grillparzer und vielleicht noch um Hebbel (wahrscheinlich aber nicht um Büchner und fast sicher nicht um Raimund und Nestroy) gegangen ist.

Oft las Wackernell über neuhochdeutsche Metrik und erstaunlich häufig, unter verschiedenen Titeln, über „Grammatik der neuhochdeutschen Schriftsprache“, schon seit 1882 (vgl. den Titel der Lehrveranstaltung z.B. im SS 1897); was darunter im Einzelnen zu verstehen war, muss offen bleiben. Offensichtlich richtete sich diese Vorlesung vor allem an Lehramtskandidaten, in Wackernells letzten Jahren auch schon an Lehramtskandidatinnen. Auf jeden Fall behandelte er einmal im Rahmen einer eigenen Lehrveranstaltung „Grundzüge der deutschen Satzlehre“ (SS 1889; 3stündig), also wird die Syntax auch in seinen Grammatik-Vorlesungen vorgekommen sein. Synchrone Sprachwissenschaft, die Wackernell kaum aufgrund eigener Forschung behandelt hat, kam gleichzeitig bei Zingerles Nachfolger Joseph Seemüller vor, später gelegentlich auch bei Schatz (z. B. „Syntax“ im WS 1918/19 und „Deutsche Wortbildung“ im WS 1919/20 – wobei aufgrund der Titel nicht zu entscheiden ist, wieweit in diesen Lehrveranstaltungen der diachrone Aspekt nicht doch überwog). Als Walter Weiss, von Klein gefördert, Ende der 50er Jahre wieder Grammatik unterrichtet hat, betrat er also für Innsbruck nicht Neuland. Fest verankert in der Lehre wurde dieser Bereich dann nach der Berufung Erbens 1965.

Nachfolger Zingerles wurde der (nun schon regulär habilitierte) Wiener Gymnasiallehrer Josef Seemüller, der erste Innsbrucker Germanist, der von auswärts kam – auch Wackernell hatte in Innsbruck studiert –, und übrigens bis heute der Einzige, der von der Universität Wien (an die er 1906 zurückgekehrt ist) an die Innsbrucker Germanistik berufen worden ist. (Werner M. Bauer war zwar vor seinem Wechsel nach Innsbruck in Wien Assistent gewesen, hat sich aber in Innsbruck habilitiert.) Zum Teil hat Seemüller das Lehrveranstaltungs-Programm seines Vorgängers weiter geführt, hat es allerdings durch das Altsächsische und Altnordische ergänzt und trotz vielen Themen aus der mittelalterlichen Literatur einen stärker sprachwissenschaftlich-sprachhistorischen Schwerpunkt gesetzt. Obwohl Seemüller – kurz nach seiner Rückkehr nach Wien – einiges zur Mundartforschung veröffentlicht

und im Rahmen der Akademie das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch betreut hat, obwohl seine habilitierten Schüler Schatz und Viktor Dollmayer (der in Innsbruck bei ihm promoviert worden ist) sich vor allem als Dialektologen hervorgetan haben und obwohl er sich bemüht hat eine Professur für Schatz mit einem Schwerpunkt auf der Mundartforschung zu schaffen, kommt in der Liste seiner Lehrveranstaltungen diese sich damals herausbildende Teildisziplin nicht vor. Allerdings betreute er die ersten Innsbrucker Dissertationen aus diesem Bereich und begründete insofern einen neuen Schwerpunkt am damaligen, 1875 gegründeten, ‚Germanistischen Seminar‘. Das an Zingerle beobachtete Autodidaktische lässt sich bei Seemüller nicht feststellen, und manches deutet darauf hin, dass er eine attraktive Lehrerpersönlichkeit gewesen ist und sehr innovativ gewirkt hat. Mehr als Zingerle, mehr auch als Wackernell dürfte er in der deutschen Germanistik ‚vernetzt‘ gewesen sein. Es lässt sich kaum beweisen, doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass seine Tätigkeit ein wichtiger Einschnitt in der Entwicklung der Innsbrucker Germanistik, dass Seemüller ein entschiedener und entscheidender Modernisierer des Faches an dieser Universität gewesen ist. Mit ihm wurde die Germanistik in Innsbruck endgültig professionalisiert; Zwierzina, Schatz und noch Enzinger konnten auf diesem Neuansatz aufbauen.

Zwierzina, 1906 aus Freiburg i.Ü. nach Innsbruck, schon 1912 von hier nach Graz berufen, las zwar auch über historische Grammatik, der Schwerpunkt seiner Lehre lag aber eindeutig auf der Literatur des Mittelalters (einschließlich der altisländischen Dichtung); als Erster in Innsbruck scheint er im Seminar „Frühneuhochdeutsche Übungen“ (Schwerpunkt: Hans Sachs) betrieben und damit ein Stiefkind der Sprachgeschichte behandelt zu haben (SS 1911). Unter den Titeln seiner Lehrveranstaltungen lässt allein „Die mundartlichen Schwankungen der mhd. Dichtersprache“ (WS 1910/11; 1-stündig) sein in der Forschung sehr prononciertes Interesse an Stilfragen der Literatur erkennen – wie überhaupt bei ihm wie bei anderen die Lehre nicht unbedingt die persönlichen Forschungsinteressen spiegelt. Zwierzina fällt nicht zuletzt dadurch auf, dass er kaum je Lehrveranstaltungen mehrfach angeboten hat.

Gegen die Berufung von Schatz zu seinem Nachfolger scheint Zwierzina Vorbehalte gehabt zu haben, wohl weniger wegen der Person des 1913 aus Lemberg nach Innsbruck Zurückgeholten als wegen der durch ihn zu erwartenden Neuorientierung des Unterrichts in der ‚älteren Abteilung‘ weg von der mittelalterlichen Literatur hin zur Mundartforschung, über die Schatz dissertiert und sich habilitiert hatte. Tatsächlich hat Schatz‘ Lehre regelmäßig die Lautlehre der Mundarten, die Bergnamen in den Alpen u. dgl. behandelt – neue Ansätze in der Lehre am Institut –; die erste Vorlesung „Die tirolische Mundart (Lautstand)“ hat er schon 1903 als Privatdozent gehalten. Gleichwohl hat der Gelehrte ein breites Spektrum an Lehrveranstaltungen zur mittelalterlichen Literatur angeboten, selbstverständlich auch Gotisch und Altnordisch berücksichtigt. Der sehr tirolische Schwerpunkt seiner Forschungen hat sich in seinem Lehrveranstaltungsangebot kaum niedergeschlagen.

Das Ansehen Schatz' im Bereich seiner Schwerpunkte zeigt sich darin, dass der bayerische Germanistikstudent Finsterwalder München als Studienort mit Innsbruck vertauschte, wie in einem Empfehlungsschreiben von Schatz' Lehrer Seemüller an seinen zweiten Nachfolger: Schatz möge sich des begabten Kärntner Studenten Eberhard Kranzmayer annehmen, der ja dann in der Tat ein sehr bedeutender Dialektologe geworden ist, allerdings schließlich nicht in Innsbruck studiert hat.

Wie Zwierzina durch eine Berufung Schatz' eine Umorientierung des Instituts befürchtete, so wollte Schatz nach seiner Emeritierung aus Altersgründen (1939) die Kontinuität seiner Form von Sprachwissenschaft sichern. Ihm schwebte wohl sein Schüler Leo Jutz, damals Professor in Graz, als Nachfolger vor. Aus politischen Gründen kam aber Kurt Herbert Halbach aus Tübingen zum Zug, ein Literaturwissenschaftler, der als ‚Reichsdeutscher‘ und Nationalsozialist zur ideologischen Umorientierung der Universität Innsbruck beitragen sollte. Daran hat ihn der Kriegsdienst gehindert.

Der 1922 als Nachfolger Wackernells berufene Enzinger, ein nüchterner August-Sauer-Schüler, hat in der Lehre die große literaturwissenschaftliche Vorlesung eingeführt und in einem Zyklus einen Überblick über die deutsche Dichtung vom 16. bis zum 19. Jahrhundert zu geben versucht. Methodisch war er in der Forschung ein Positivist, was man auch seinen biografie- und quellenlastigen Vorlesungen angemerkt haben soll; Didaktik scheint ihn nicht interessiert zu haben. Nur bei der Behandlung einiger weniger Autoren, darunter Mörike und Meyer, habe der sonst als eher trocken beschriebene Enzinger Begeisterung spüren lassen.

Der Literatur der neuesten Zeit ist er, der – wohl der Erste unter den Innsbrucker Literaturwissenschaftlern, der literaturkritische Rezensionen verfasst hat – gelegentlich Neuerscheinungen für die katholische Tageszeitung *Reichspost* besprochen hat, als Person nicht aus dem Weg gegangen, sehr wohl aber als akademischer Lehrer. Die erste Lehrveranstaltung über die – damalige – Gegenwartsliteratur (also über Kolbenheyer) hielt erst Enzingers 1944 habilitierter Schüler Herbert Seidler, gewiss in Einklang mit dem Zeitgeist von 1944. Nach 1945 wurde Eduard Lachmann, den es aus Frankfurt nach Innsbruck verschlagen hatte, wohl maßgeblich von Enzinger damit betraut, über Literatur des 20. Jahrhunderts zu lesen, insbesondere über George, Rilke und Trakl, wobei Lachmanns Zugang zu diesen Autoren wohl wenig mit dem zu tun hatte, was Enzinger unter Wissenschaftlichkeit verstanden hat – man kann mit Fug behaupten, der ‚Schöngeist‘ Lachmann habe eigentlich gar keinen methodischen, nur einen ästhetischen Zugang zu seinen Themen gehabt.

Durch Enzingers Abgehen von einer Konzentration auf die Klassiker und auf einzelne Werke hat sich die Lehre der Literaturwissenschaft gegenüber seinem Vorgänger Wackernell stark umstrukturiert und sich durch die erwähnte Lehre von Dozenten auch der Gegenwart angenähert.

Klein, 1946 mit der Vertretung der durch die Annullierung von Halbachs Berufung frei gewordenen Professur für ältere deutsche Sprache und Literatur betraut, nach Langem

1952 zum Professor ernannt, ein großartiger Lehrer, hat sich bemüht den gesamten Bereich seiner beiden Teildisziplinen in großer Breite zu behandeln. Dialektologie war einer seiner wichtigen Arbeitsbereiche, in dem auch viele Dissertationen entstanden sind. In der Mediävistik griff er auf die Walther-Forschungen Zingerles zurück und behandelte den Dichter auch in seinen Vorlesungen.

Methodische Neuansätze gegenüber Schatz wird man wohl vor allem in der Literaturwissenschaft annehmen müssen. In den einschlägigen Vorlesungen war Klein, der bis 1944 in Rumänien vor allem neuere deutsche Literatur gelehrt und über sie geforscht hatte, stark geistes- und ideengeschichtlich orientiert, was bei seinem Vorgänger wohl nicht der Fall gewesen ist. In der Sprachwissenschaft distanzierte er sich in der Theorie mehr als in der Praxis seiner Lehre von den junggrammatischen Ansätzen, die offenbar noch Schatz' sprachhistorische Werke bestimmen.

Als Erster in Innsbruck hat Klein die Methodengeschichte der Germanistik behandelt. Folgenreich waren seine Anregungen, die Grammatik der Gegenwartssprache wenigstens ansatzweise in das Lehrprogramm aufzunehmen, durch den Trick, dass man eines der an sich vorgeschriebenen ‚altdeutschen Proseminare‘, wiederum extra legem, durch ein Proseminar aus Grammatik ersetzen konnte. (Solche geduldeten Verstöße gegen obsolet werdende Studienvorschriften zeigen, wie flexibel die Universität in der Anpassung an neue Entwicklungen des Faches ohne großen juristischen Aufwand sein konnte, wenn Professoren einsahen, dass Reformen geboten waren.)

Umgekehrt war Klein der Letzte, in dessen Ära Gotisch und Altnordisch (das vor allem sein Assistent Alois Wolf betrieb) regelmäßig angeboten worden sind; seither sind sie den Aktualisierungen der Studienpläne fast völlig zum Opfer gefallen – vielleicht ein notwendiger, aber doch ein bedauerlicher Einschnitt. Die für Schatz so wichtige Namenkunde wurde weiterhin durch dessen Schüler Finsterwalder in Lehrveranstaltungen mit geringer Hörerzahl betrieben, für deren Besuch Klein in fast rührender Weise warb.

Zuletzt sei noch erwähnt, dass Klein sich Gedanken über die didaktische Gestaltung seiner Lehrveranstaltungen machte, vielleicht als erster unter den Professoren; über die Lehre von Seemüller, Wackernell u.a. wissen wir ja fast nichts. Im Weiteren wurde dieser Aspekt der Lehre immer wichtiger; ich nenne als Beispiele nur die auf optimale Vermittlung der Inhalte hin geplanten Vorlesungen und Seminare Erbens und Dopplers. Auch das mag man als ‚Verschulung‘ bezeichnen – aber in einem sehr positiven Sinn.

Ähnlich wie Klein im Wesentlichen, auch in der Forschung, Themen von Schatz wieder aufgenommen hat, hat Thurnher, mit einem geistesgeschichtlichen Akzent – nicht umsonst hatte er in München bei Herbert Cysarz promoviert – und wohl mit mehr Temperament als sein Vorgänger, die großen literarhistorischen Zyklen Enzingers, bei dem er sich habilitiert hat, fortgeführt. In seiner und Kleins Ära begann der rasche Anstieg der Zahl der Studierenden; die Seminare waren voll, Prüfungen und die Benotung von Hausarbeiten wie Dissertationen beanspruchten mehr und mehr Zeit, freilich gab es jetzt auch Assistenten, die zur Entlastung des Professors herangezogen

werden konnten.³ Ein besonderes Merkmal des Lehrers Thurnher war sein intensives Interesse an der mittelhochdeutschen Dichtung, über die er auch einiges veröffentlicht hat. Nach Kleins frühzeitiger Emeritierung hat er sogar, sozusagen als späte spiegelverkehrte Wiederholung der Lehre Zingerles, durch 3 Semester (1963-1965) die Lehrveranstaltungen über ältere Literatur gehalten, mit großer Begeisterung, wenn auch vielleicht nicht auf dem letzten Stand der Forschung. Bei allen Studienreformen hat er denn auch am energischsten für ein möglichst vollständiges Lehrangebot der „Älteren Abteilung“ plädiert.

Methodische und inhaltliche Neuerungen kamen von anderen am Institut Tätigen: von Seidler, der als Dozent, stärker an Form und Sprache interessiert, bis zu seiner Übersiedlung nach Südafrika (1958) die Verbindung zur textimmanenten Methode hergestellt hat. Die bei Thurnher habilitierten, bald wegberufenen Dozenten Wolfram Mauser und Walter Weiss boten methodisch stringente Lehrveranstaltungen über Literatur des 20. Jahrhunderts an, Mauser beispielsweise über Rilke, Weiss über Thomas Mann. Weiss' besonderes Markenzeichen war die sprachliche Analyse literarischer Texte; bei ihm haben seine Schüler sehr genau lesen gelernt.

Dass Literatur des 20. Jahrhunderts im Lehrangebot erst spät Berücksichtigung fand, ist kein Innsbrucker Spezifikum, sondern eine Folge der allgemeinen traditionalistischen Stimmung in ganz Österreich nach 1945, speziell in der Kulturpolitik und auch an den Universitäten. (Die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland scheinen aber nicht so viel anders gewesen zu sein.) Mit der Aufbruchsstimmung Ende der 1960er Jahre wurde dann auch die ganz aktuelle Literatur Gegenstand der Lehre. Eine erste Lehrveranstaltung über Gegenwartsliteratur – im Sommersemester 1969 ohne Remuneration gehalten von den Assistenten Walter Methlagl und Gerald Stieg⁴ – setzten die Studierenden durch, ein Jahr nach dem in Innsbruck nicht sehr hohe Wellen schlagenden 1968, noch gegen den Widerstand Thurnhers. Innerhalb weniger Jahre wurde die aktuelle Literatur, vor allem nach der Berufung Dopplers auf die neue Professur für österreichische Literaturgeschichte und allgemeine Literaturwissenschaft (1971), fester Bestandteil des Unterrichts am Institut für Germanistik. Gegen die Abhaltung eines Proseminars über Frisch gab es im Sommersemester 1972 keinerlei Widerstand mehr.

Weitere Änderungen in der Organisation des Lehrbetriebs gehen ebenfalls auf Wünsche der Studierenden zurück, die, unter anderem aufgrund von Entwicklungen des Universitätsrechts, seit etwa 1970 eine zunehmend wichtige Kraft am Institut geworden sind, auch für die Planung des Lehrangebots. Auf Initiative des Studenten Werner Gürtler wurde etwa in Hinblick darauf, dass zunehmend mehr Studierende eine andere Berufslaufbahn als die des Lehrers anstrebten oder wegen der geringen Chancen auf eine Anstellung anstreben mussten, um eine über viele Jahre angebotene Arbeitsgemeinschaft „Berufsfelder außerhalb der Schule“ eingeführt.

Eine viel gewichtigere Neuerung als die Institutionalisierung solcher Ausblicke auf das Berufsleben war die endgültige Etablierung der Linguistik als eines unabdinglichen

Bestandteils der germanistischen Ausbildung durch den 1965 berufenen, wie kaum ein anderer Professor in der Geschichte des Instituts Schule bildenden Johannes Erben. Obwohl Erben die Verpflichtung, Sprachgeschichte und mittelalterliche Literatur zu lehren, sehr ernst nahm, lag ein Schwerpunkt seiner Lehrveranstaltungen von Anfang an auf der Sprache der Gegenwart, vor allem auf Syntax und Wortbildung. Auch seine Forschung, die bei ihm in vorbildlicher Weise mit seiner Lehre verknüpft war, und bald auch die seiner Schülerinnen und Schüler (darunter seines Nachfolgers Hans Moser) entwickelte sich immer stärker in diese Richtung; die Zahl der Hausarbeiten und Dissertationen mit linguistischen Themen stieg rasch. Innsbruck hatte da eine Pionierrolle für Österreich. Erben, der 1979 einen Ruf nach Bonn annahm, hat den Grundstock für die starke Stellung der Linguistik und damit auch die kontinuierliche Weiterentwicklung des linguistischen Lehrangebots gelegt, das sich auch für die neuen Arbeitsfelder der Sprachwissenschaft geöffnet hat. Erbens Lehre hat übrigens auch auf die Literaturwissenschaft ausgestrahlt.

1965 markiert so das Ende des bisherigen ‚alten Fachs‘; die synchrone Sprachwissenschaft wird zu einem eigenständigen zentralen Teil der germanistischen Lehre in Innsbruck. Das war vielleicht der größte Innovationsschub in der bisherigen Entwicklung des Instituts, vergleichbar allenfalls der Professionalisierung und Entprovinzialisierung des Fachs durch Seemüller, jedenfalls ein entscheidender Einschnitt – mit der unvermeidlichen Schattenseite, dass andere bisher wichtige Themen im akademischen Unterricht nur noch eingeschränkt vorkommen. Die bei Schatz und Klein so dominante, noch von Erben in unvergesslichen Vorlesungen ausführlich vorgetragene und immer wieder einbezogene Sprachgeschichte ist auf einführende Lehrveranstaltungen zurück gedrängt, die Dialektologie aus dem Lehrveranstaltungs-Angebot (und weitgehend auch aus der Forschung) nicht anders verschwunden als die Namenkunde. Das sind freilich nicht Innsbruck-spezifische Entwicklungen, sondern diese Fragestellungen verlieren in der Germanistik überhaupt an Bedeutung.

Wir geraten nun schon in die Nähe der Gegenwart, sind den Weg von den mittelalterlichen Burgen zum Kommunikationsdesign fast zu Ende gegangen.

Die Etablierung der Gegenwartsliteratur durch Doppler habe ich bereits erwähnt. In Zusammenhang damit steht das (mit Thurnherrs Emeritierung 1990 wohl endgültige) Aufgeben des von einem Professor gelesenen großen Zyklus über die Literaturgeschichte zugunsten der genauen, textnahen Behandlung von Spezialfragen – auch das eine Entwicklung, die sich in der Germanistik überall vollzogen hat. (Der seit den 1990er Jahren von mehreren Lehrenden über 9 Semester angebotene Zyklus über die gesamte Geschichte der deutschen Literatur wird, nicht zuletzt wegen der Prüfungsbedingungen – keine Gesamtpflicht, aber viele Einzelprüfungen – nur selektiv angenommen, indem man eine oder zwei Teilvorlesungen besucht und darüber eine Prüfung ablegt.)

Mit Dopplers Arbeit an der historisch-kritischen Stifter-Ausgabe hat sich am Institut ein kleiner editionswissenschaftlicher Schwerpunkt herausgebildet, den es vorher mit wenigen Ausnahmen nur im Bereich der älteren Literatur gegeben hat. Er hat in letzter

Zeit auch Eingang in die Lehre gefunden – wie die Zeitschriftenforschung, die Doppler bei seinen Dissertantinnen angeregt hat, die dann von Assistenten aufgenommen worden ist und in letzter Zeit nicht nur Forschungsergebnisse erbracht, sondern auch zu Lehrveranstaltungen geführt hat. Dass eine neue Schwerpunktsetzung am Institut von Dissertationen ausgegangen ist, sei besonders hervorgehoben.

Der langjährige Gymnasiallehrer Doppler hat auch zur Aufwertung der Didaktik beigetragen. Wünsche nach stärkerer Berücksichtigung des gender-Aspekts hat er zwar (nicht anders als die meisten Angehörigen des Instituts) nicht durch eigene Lehre erfüllt, jedoch durch die Erteilung entsprechender Lehraufträge. Die Anstellung und die Habilitation von Elfriede Pöder (1994 bzw. 2002) haben genderorientierte Literaturwissenschaft dann institutionell verankert.

Wenn ich auf die Berufungen von Bauer, Klaus Müller-Salget (dem Nachfolger Thurnhers) und mir (dem Nachfolger Dopplers) nicht mehr näher eingehe, so hat das nicht nur den Grund, dass es schwer ist über zeitlich so nahe liegende Entwicklungen zu sprechen. Sicher hat diese Generation von Lehrenden – und mit ihnen im Großen und Ganzen die (nicht wenigen) seit etwa 1980 Habilitierten – einige neue Akzente gesetzt und manches verbessert, doch Grundsätzliches hat sich seit den Berufungen von Doppler und Zoran Konstantinovic (1971) in der Lehre der neueren Literaturwissenschaft bis zur Etablierung der Angewandten Literaturwissenschaft nicht geändert.

Die Berufung Massers (1970) hat eine viel stärkere Verankerung der Mediävistik im Lehrprogramm ermöglicht, schon weil sie nun nicht mehr bloß von der Sprachwissenschaft sozusagen mitbetreut wurde; andererseits markiert sie endgültig die Trennung von Sprachwissenschaft und Mediävistik – die durch die zunehmende Spezialisierung ohnehin unvermeidlich geworden ist. Nicht in seinem methodischen Zugang, aber in seiner Schwerpunktsetzung entspricht Massers Tätigkeit der Vorstellung, die 1912 Zwierzina von seinem Nachfolger hatte, die aber Schatz nicht erfüllen konnte. Nie vorher gab es über die Jahre ein so vielfältiges Lehrveranstaltungsangebot zur gesamten Literatur des Mittelalters, zu dem auch die Dozenten Norbert Richard Wolf, Anton Schwob, Erwin Koller († 2010) und Siller, solange sie in Innsbruck tätig waren, und die regelmäßige ‚Altdeutsche Lektüre‘ der Lehrbeauftragten Notburga Wolf beigetragen haben.

Die Anregungen durch die Vergleichende Literaturwissenschaft – Berufung von Konstantinovic 1971 (nach einem kurzen Intermezzo von Wilhelm Grenzmann 1966/67) – kann ich nur ganz kurz würdigen, will gleichwohl dankbar daran erinnern, dass Konstantinovic, der bald aus dem damaligen Institut für deutsche Philologie ausscheiden, ein eigenes Institut begründen und eine eigene Studienrichtung aufbauen sollte, die Germanistik immer in seine Arbeit einbezog und seine Ausstrahlung auf die Germanistinnen und Germanisten nach der Trennung der Institute nicht nachließ. Die wechselseitige Anerkennung von Lehrveranstaltungen war ein positiver Faktor in der Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Lehre. Der germanistische Blick auf

die mitteleuropäische Literatur (oder die mitteleuropäischen Literaturen) wurde durch Konstantinovic erweitert. Leider ist dieses Thema mit seiner Emeritierung aus der Lehre wieder mehr oder weniger verschwunden; eher lebt es noch in Forschungsansätzen fort. Insgesamt hat aber die Anziehungskraft des Lehrangebots der Vergleichenden Literaturwissenschaft auf die Studierenden der Germanistik kaum nachgelassen.

Dieser Erweiterung des Horizonts steht eine Verengung des Blicks mehr der literaturwissenschaftlichen Forschung als der literaturwissenschaftlichen Lehre, aber doch auch dieser auf die Literatur Österreichs gegenüber. Während Enzinger und Thurnher, zum Teil schon Wackernell, in großem Maß über österreichische Themen geforscht haben, war ihre Lehre immer auf die Literatur des ganzen deutschen Sprachraums ausgerichtet; das gilt trotz der Benennung seiner Professur auch für Doppler. Diese Entkoppelung von Forschung und Lehre hat sich bei der zweiten Generation der bei Thurnher Habilitierten und den Schülern Dopplers nicht fortgesetzt: Der österreichische Forschungsschwerpunkt bestimmt zwar nicht ausschließlich, aber doch in hohem Maß auch das Lehrangebot – was vielleicht auch den Interessen der Studierenden entgegenkommt und gewiss dem wachsenden Österreichbewusstsein der Zweiten Republik entspricht. Die Berufung von Müller-Salget aus Bonn, der Kleist, Thomas Mann, Döblin und Frisch (und nur selten Autoren aus Österreich) behandelt hat, war ein gewisses Gegengewicht zu dieser Entwicklung.

Bevor mit einem Blick auf die neuesten Entwicklungen zu schließen ist, seien noch einige Worte gesagt über Abschlussarbeiten, Prüfungen und Prüfungsstil, ganz wesentliche Aspekte akademischer Lehre.

Hier sind seit 1877 (dem Jahr der Dissertation Wackernells) viele Hunderte, fast tausend, Dissertationen geschrieben worden; auch unter den noch viel zahlreicheren Hausarbeiten für die Lehramtsprüfung und noch mehr den seit etwa 1984 entstandenen Diplomarbeiten finden sich wertvolle Beiträge zur Wissenschaft – neben manchen lieblosen Schriften, die für den Verfasser einzig und allein die Funktion hatten eine für die angestrebte Berufslaufbahn notwendige Voraussetzung zu erfüllen. Tendenziell haben sich die Dissertationen vor allem seit den 1960er Jahren immer mehr von der bloßen Prüfungsarbeit zum (nicht immer, doch zunehmend häufig gedruckten) wissenschaftlichen Buch entwickelt. Von den Lehramts-Hausarbeiten (in der Tat meist bloßen Prüfungsleistungen) zu den Diplomarbeiten ist ein analoger Sprung festzustellen. Die Dissertationen aus der Zeit vor 1945 sind zu einem guten Teil nicht erhalten; ältere Hausarbeiten durchwegs unauffindbar.

Konfrontiert man Vergangenheit und Gegenwart miteinander, muss man den Wandel in der Betreuung dieser Abschlussarbeiten miteinbeziehen. Hier hat sich vor allem in den letzten 40 Jahren sehr viel getan. Klein hat einmal (im Sommersemester 1961) ein Dissertantenseminar gehalten – für eine regelmäßige Abhaltung solcher Lehrveranstaltungen hätte er nie die Zeit gehabt. Erst Erben hat seit 1965/66 in jedem Semester Seminare für Dissertantinnen und Dissertanten angeboten, was inzwischen, in

verschiedenen Formen, alle Lehrenden tun, soweit sie angehende Forscher zu betreuen haben, wenn auch in sich wandelnden Formen. Früher konnte sich der Dissertant allenfalls gelegentlich Rat bei einem Betreuer holen, war aber zumeist allein gelassen – weshalb viele an solchen Arbeiten scheiterten, zumal sie auf Grundlage der rechtlichen Bestimmungen, der so genannten Rigorosenordnung, sich oft schon im 4. Semester ‚ein Thema geholt‘ haben. Hausarbeiten waren ohnehin ohne Betreuung zu schreiben; dass eine solche für Diplomarbeiten ausdrücklich vorgesehen ist, hat zur Qualitätssteigerung beigetragen.

Eine Geschichte der Textsorte ‚Dissertationsgutachten‘ könnte in diesem Zusammenhang reizvolle Ergebnisse bringen – wobei das lakonische 10zeilige Gutachten ‚Schatz‘ über die erste promovierte Innsbrucker Germanistin (1915) keineswegs den Schluss zulässt, der Professor habe die Arbeit nicht genau gelesen. Enzingers Gutachten über eine Klinger-Dissertation aus dem Jahr 1929 ist umfangreicher und gründlicher, zeigt Kenntnis des Gegenstands wie der methodischen Fragen. Die Zweitgutachter äußern sich nur mit einer Zustimmung ohne Begründung. Manche, auch spätere, Gutachten dürften oberflächlicher gewesen sein – nicht zuletzt wegen der steigenden Zahl der zu beurteilenden Arbeiten. In den letzten Jahrzehnten kommt freilich kaum noch ein Gutachten (nicht nur Erst-, sondern sehr wohl auch Zweitgutachten) mit einer Seite aus; manche wachsen sich zu kleinen Rezensionen aus.

Das breite Spektrum der, zumeist von den Studierenden vorgeschlagenen, Themen sowohl bei Dissertationen als auch bei Haus- und Diplomarbeiten gehört eher in den Bereich der Forschung, soll hier also nicht weiter behandelt werden.

Gewandelt haben sich auch die Prüfungen, schon rein atmosphärisch: Dass die Kandidaten nicht mehr – wie noch Anfang der 1970er Jahre – im dunklen Anzug antreten, entspannt die Prüfungssituation. Dem entspricht die Entwicklung von der Wissens- zur Verständnisprüfung, vom Fragen und Antworten zum wissenschaftlichen Gespräch, für das sich die Kandidatinnen nicht allein mit ihren Mitschriften, sondern durch die Lektüre von Texten wie von spezieller Fachliteratur vorbereiten.

Trotz dieser grundsätzlich positiv zu sehenden Entwicklung ist der damit verbundene Rückgang des Wissens bedauerlich – ohne dass man an eine Rückkehr zum alten Prüfungssystem auch nur denken möchte.

Nicht mit Prüfungen, sondern mit den Seminaren (auch mit den Diplomarbeiten und Dissertationen) hat eine weitere Veränderung zu tun, deren Folgen für die Lehre man nicht unterschätzen sollte: die Einführung des Kopierers – und damit das Ende des Exzerpierens. Dadurch hat sich die Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur grundlegend verändert; das Internet hat diese Entwicklung noch zugespitzt.

Nun kurz zum letzten Jahrzehnt. Wenigstens mit ein paar Sätzen muss ich eine Veränderung erwähnen, die der Germanistik durch die Entwicklung der höheren Schule aufgezwungen worden ist. Da in dieser auf Sprachkompetenz weniger Wert gelegt wird als noch vor etwa drei Jahrzehnten, wird es zunehmend eine Aufgabe der Universitätsgermanistik die früher als selbstverständlich vorausgesetzte Beherrschung

der deutschen Sprache zu verbessern. Die zeitraubenden, weder bei den Studierenden noch bei den Lehrenden beliebten, aber notwendig gewordenen Übungen zur Sprachpraxis, in den neuen curricula verstärkt vorgesehen, sind ein Element der vielfach beklagten ‚Verschulung‘ der universitären Lehre, als Folge der ‚Entschulung‘ der höheren Schulen.

Eine entscheidende Innovation war die endgültige Etablierung der Angewandten Literaturwissenschaft durch die Berufung von Stefan Neuhaus aus Bamberg 2004, vorbereitet durch den Aufbau des Innsbrucker Zeitungsarchivs, der schon von Michael Klein als Studenten begonnenen, von ihm als Assistenten und Dozenten systematisch erweiterten und schließlich von der Universität angekauften riesigen Sammlung von Rezensionen, die weltweit genutzt wird und ohne die die Schaffung der neuen Professur wenig Sinn gehabt hätte. (Es gehört sich hier auch an den sehr engagierten, viele Studierenden gerade in den einführenden Proseminaren sehr prägenden Lehrer Michael Klein zu erinnern.) Neben Klein hat Müller-Salget ab 1993 Schritte in die Richtung Angewandte Literaturwissenschaft gesetzt, durch die Behandlung von Literaturverfilmungen, wofür wiederum Michael Klein durch eine über viele Jahre hinweg angelegte große Video-Sammlung die Voraussetzung geschaffen hatte. Vereinzelte Lehrveranstaltungen mit ähnlicher Zielsetzung haben in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Landestheater schon in den 1980er Jahren stattgefunden, in denen Studierende die Entstehung einer Inszenierung von den frühen Proben bis zur Premiere verfolgen und mit dem Regisseur diskutieren konnten.

Ich kann nicht leugnen, dass ich in der Angewandten Literaturwissenschaft auch eine gewisse Gefahr sehe: Da die Zeit für das Studium beschränkt ist, bedroht die Konzentration auf Literaturvermittlung (die sinnvoller Weise besonders an aktueller Literatur demonstriert wird) weitere bisherige Kernbereiche, letztlich die Analyse der – ich übertreibe leicht! – gesamten deutschen Literatur vor dem 21. Jahrhundert, gewiss gegen die Intentionen jener, die diesen Schwerpunkt aufbauen, gewiss aber eher im Sinn der Studierenden, deren Hauptinteresse in der Regel vorwiegend der aktuellen Literatur gilt (zumal der in Österreich entstandenen), was sich durch die für literaturwissenschaftliche Diplomarbeiten und Dissertationen gewählten Themen leicht beweisen lässt. Es wird eine wichtige Aufgabe sein die bisherige Lehre und den Kanon mit den Innovationen zu verbinden, wobei die Wünsche und Bedürfnisse der Studierenden ebenso zu beachten sind wie die Forschungsschwerpunkte der Lehrenden und der Gesamtzusammenhang der Germanistik.

Das gilt analog für die neue Professur „Linguistische Medien- und Kommunikationswissenschaft“, die Thomas Schröder aus Tübingen innehat: Auch dieser attraktive und in den neuen curricula stark verankerte Schwerpunkt droht andere Themen der Linguistik an den Rand zu drängen, wiederum ganz gewiss nicht ein Wunsch des neuen Professors und seiner Mitarbeiterinnen.

Andererseits, das gilt für die Literaturvermittlung nicht anders als für die Medienlinguistik, berücksichtigen die neuen Professuren nicht nur stärker die Berufswelt, sondern sie spiegeln auch die Ausdifferenzierung des Fachs; in der beschränkten Zeit,

die für das Studium zur Verfügung steht, müssen eben manche traditionell wichtige Themen zurücktreten, damit neue Entwicklungen in der Ausbildung Platz finden. Einige solche Verluste habe ich erwähnt; der vorerst letzte ist mit dem Ruhestand von Bauer eingetreten: Nach ihm steht, von Spezialthemen abgesehen, vorerst niemand mehr für forschungsgeleitete Lehre über die neuere deutsche Literatur vor Lessing zur Verfügung.

Es wird eine schwierige Aufgabe sein jeweils neu zu bestimmen, welche Kerngebiete der ‚alten Germanistik‘ in vollem Umfang bewahrt werden müssen, welche zumindest eingeschränkt auch in Zukunft gelehrt (vielleicht nur für besonders Interessierte gelehrt) werden sollen, bei welchen ein radikaler Schnitt erfolgen muss. Umgekehrt wird eine langfristige Planung nicht jeder Neuerung sofort einen Platz in der Lehre einräumen können. Die Schnelligkeit, in der sich die Germanistik ausdifferenziert, wird – in Verbindung mit den einengenden curricula und mit den notwendigen Sparmaßnahmen – die Verantwortlichen vor schwierige Entscheidungen stellen.

Am vorläufigen Ende dieses Wegs der Innovationen – aber auch der Preisgaben! – steht das derzeitige (selbstverständlich nur noch elektronisch vorliegende) Vorlesungsverzeichnis, in dem ältere Absolventinnen vieles vermissen werden, was für sie essentieller Bestandteil ihrer Germanistik gewesen ist – und manches finden, mit dem sie keine genaue Vorstellung verbinden, wie etwa mit dem Begriff ‚Kommunikationsdesign‘.

Literatur

- Beirer, Anna L.: Die Lehrkanzel für Germanistik an der Philosophischen Fakultät Innsbruck und ihre Träger (1859 - 1920). Hausarbeit (unveröff.) Innsbruck 1958.
- Brandl, Alois siehe: Pichler, Adolf
- Eggmaier, Herbert Hans: Die Errichtung von Lehrkanzeln für deutsche Philologie in Österreich nach der Universitätsreform der Jahre 1848/49. In: Walter Höflehner (Hg.): Beiträge und Materialien zur Geschichte der Wissenschaften in Österreich. Graz 1981 (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 11). 359-411.
- Eggmaier, Herbert Hans: Entwicklungslinien der neueren deutschen Literaturwissenschaft in Österreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Jürgen Fohrmann; Wilhelm Vosskamp (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1994. 204-235.
- Foltinek, Herbert: Eugen Thurnher. In: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 157. 2008. 623-632.
- Gebhardt, Michael: Ignaz Vinzenz Zingerle, Adolf Pichler und der germanistische Lehrstuhl an der Universität Innsbruck. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 11. 1992. 28-38.

- Gebhardt, Michael: Wilhelm Grimm, Theodor von Karajan und Adolf Pichler. Briefe zwischen Berlin, Wien und Innsbruck. In: Brüder Grimm Gedenken 10. 1993. 152-161.
- Goller, Peter; Gerhard Oberkofler: Universität Innsbruck – Entnazifizierung und Rehabilitation von Nazikadern (1945-1950). Unveröff. Manuskript. Innsbruck: Universitätsarchiv 2003.
- Holzner, Johann: Positivismus als Strategie der Anpassung. Zur Neugermanistik in Innsbruck. In: Klaus Amann; Albert Berger (Hg.): Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Wien: Böhlau 1985. 99-108.
- <http://www.uibk.ac.at/germanistik/institutsgeschichte/> (2010 05 09): Materialien zur Ausstellung „150 Jahre Germanistik in Innsbruck“ (Brenner-Archiv 2009).
- König, Christoph (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800-1950. 3 Bände. Berlin: de Gruyter 2003.
- Kühebacher, Egon: Univ. Prof. Dr. Karl Finsterwalder †. In: Der Schlern 69. 1995. 302f.
- Labenbacher, Gertrud: Tiroler Bibliographien IX. Dissertationen-Verzeichnis der Universität Innsbruck. Band I: Philosophische Fakultät. Innsbruck: Tyrolia 1982 (Beihefte zu Tiroler Heimat).
- Larcher, Angelika: Neuere deutsche Literatur an den Instituten für Germanistik in Graz und Innsbruck (1945 - 1995). Lehrangebot und studentische Wünsche. Diplomarbeit (unveröff.) Graz 1996.
- Masser, Achim: Joseph Seemüller an Josef Schatz. Ein Streiflicht aus der Geschichte der Germanistik in Österreich. In: Johann Holzner; Oskar Putzer; Max Siller (Hg.): Literatur und Sprachkultur in Tirol. Innsbruck: Institut für Germanistik 1997 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 55). 143-156.
- Masser, Achim: Walther von der Vogelweide und die Innsbrucker Germanistik seit Ignaz Vinzenz Zingerle. In: Sieglinde Klettenhammer (Hg.): Kulturraum Tirol. Literatur – Sprache – Medien. Jubiläumsband „150 Jahre Germanistik in Innsbruck“. Innsbruck: iup 2009 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 75). 27-51.
- Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 11. 1992. 8-81: Ignaz Vinzenz Zingerle-Symposium (mit Beiträgen von Helga Rogenhofer-Suitner, Leander Petzoldt, Ingo Schneider, Michael Gebhardt, Max Siller, Johanna Dehler, Andrea Egger).
- Motzan, Peter; Stefan Sienerth; Anton Schwob (Hg.): Karl Kurt Klein (1897-1971). Stationen des Lebens – Aspekte des Werkes – Spuren der Wirkung. München: Südostdeutsches Kulturwerk 2001 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks B 87). (Darin auch einige Erinnerungen an Klein als Lehrer.)
- Müller-Kampel, Beatrix: Vom Seminar für deutsche Philologie Universität Graz zum Institut für Germanistik Karl-Franzens-Universität Graz. Forschung am Institut für Germanistik. Lebensläufe und Werkverzeichnisse. Katalog zur Ausstellung an der Universitätsbibliothek Graz. Graz: Universitätsbibliothek 1984.

- Ausbruch aus der Provinz. Adolf Pichler - Alois Brandl. Briefwechsel (1876-1900). Hg. von Johann Holzner und Gerhard Oberkofler. Innsbruck: Institut für Germanistik 1983 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 16).
- Pilder-Klein, Hermine: Karl Kurt Klein. Ein Gelehrtenleben im Umbruch der Zeit. Versuch einer Darstellung. Jassy: Verlag der Universität „Alexandru Ion Cuza“, und Konstanz: Hartung-Gorre 1997 (Jassyer Beiträge zur Germanistik 7).
- Rogenhofer-Suitner, Helga: Ignaz Vinzenz Zingerle 1825-1892. Ein Lebensbild. Gedenkschrift zum 100. Todesjahr. Meran: Landwirtschaftliches Museum Brunnenburg (Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg N. S. 7).
- Scheichl, Sigurd Paul; Julia Zangerl u. a.: 150 Jahre Germanistik in Innsbruck. Streiflichter zu Geschichte und Gegenwart des Instituts für Germanistik. Innsbruck: iup 2009 (mit zahlreichen aufschlussreichen Facsimilia).
- Scheichl, Sigurd Paul: Eugen Thurnher [Nachruf]. In: Montfort 59. 2007. 7-10; Nachruf auf Eugen Thurnher. 18. Juli 1920 – 30. Januar 2007. In: Jahrbuch Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich 15. 2008. 132-136.
- Thurnher, Eugen: Joseph Eduard Wackernell. Der Begründer der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Universität Innsbruck. In: Der Schlern 51. 1977. 579-585.
- Wagner, Leopold: Ignaz Vinzenz Zingerle. Diss. (unveröff.) Innsbruck 1962.

Anmerkungen

Dieser Text war, am 10. Juni 2009, einer der beiden Eröffnungsvorträge bei der Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik, die aus Anlass des Institutsjubiläums in Innsbruck stattfand. Wegen der – trotz einigen Erweiterungen beibehaltenen – Vortragsform wurde auf Quellenangaben in den Anmerkungen verzichtet; die Veröffentlichungen, auf denen der Text beruht, sind im Literaturverzeichnis angeführt. Der Vortrag wäre nicht möglich gewesen ohne das Engagement der Studierenden, die gemeinsam mit mir die Ausstellung „150 Jahre Germanistik in Innsbruck“ und die Broschüre zum Jubiläum vorbereitet haben. Besonderen Dank schulde ich Julia Zangerl für ihre Archiv-Recherchen.

- 1 http://orawww.uibk.ac.at/public_prod/owa/lfuonline_lv.details?sem_id_in=08&stlvnr_id_in=608049.
- 2 Zur Terminologie: Ich unterscheide hier nicht zwischen „ordentlichen“ und „außerordentlichen“ Professoren, spreche allerdings weiterhin von „Dozenten“ und „Habilitierten“, obwohl diese nach der letzten Gesetzesänderung, zu Recht, den Titel „außerordentlicher Professor“ tragen, aber gleichwohl dem so genannten ‚Mittelbau‘ angehören.
- 3 Die Ermittlung der Hörerzahlen über die Jahrzehnte war mir leider nicht möglich, obwohl selbstverständlich diese Zahlen das Lehrangebot und noch mehr den Charakter der Lehrveranstaltungen stark mitbestimmt haben.
- 4 Stieg verließ Innsbruck 1969, promovierte in Frankreich und wurde dort Professor an der Universität Paris III, hat aber bis heute enge Kontakte zum Innsbrucker Institut.

